



Timo Reuter

Warten

Eine verlernte Kunst

WESTEND

warten¹⁶. Der Staat verteilte kostenfrei oder verbilligt Getreide, dafür gab es bis zu 200 000 Empfangsberechtigte sowie eine Warteliste. Doch wer eine Lebensmittelmarke bekam, wurde nicht nach Bedürftigkeit entschieden sondern per Losverfahren.

Der Aufschub von Bedürfnissen gehörte für die meisten Menschen also zur täglichen Routine. Ständig waren sie dabei zur Passivität gezwungen. Bei Dunkelheit konnte man nicht arbeiten, im Winter kaum etwas ernten. Also harrte man aus, bis es hell wurde oder bis der Frühling kam. Und natürlich war Mobilität ein Fremdwort in einer Zeit, in der normale Menschen jegliche Distanzen zu Fuß zurücklegten. Wer überhaupt auf Pilgerschaft oder Reise gehen konnte, musste lange Wege in Kauf nehmen – und ständig warten. Die Rede ist hier von Tagen oder gar Wochen. Wer im späten Mittelalter aus Westeuropa ins »Heilige Land« pilgerte, fuhr zuerst nach Venedig. Von dort legte ein Schiff nach Fronleichnam ab – und manchmal noch eines im Herbst. Jedes Jahr kamen Hunderte Pilger, sie mussten teils wochenlang warten, bis die Schiffe ihre Anker lichteten. Reiseberichte¹⁷ legen nahe, dass sie die Zeit nutzten, um Besorgungen zu machen und die Überfahrt zu organisieren. Um die Wartezeit zu verkürzen, empfahl der Mainzer Domdekan Bernhard Breydenbach den Wartenden zudem den Besuch der venezianischen Heiligtümer. In einem anderen Pilgerbericht schreibt der Kleriker Wilhelm Tzewers, dass man für die Pilgerfahrt »zwei große Säcke« brauche, »von denen einer voll Geld und der andere, größere, nichtsdestotrotz gut gefüllt mit Geduld sein sollte«¹⁸.

Vermutlich müsste man ergänzen: Auch einen Sack voller Glück brauchte es. Denn überall lauerten Gefahren, man wusste nie, wann und ob man ankommt. Die Menschen waren den Launen der Natur ausgeliefert, Planungssicherheit gab es kaum, waren Bauernregeln doch die wichtigste Grundlage für Wetterprognosen. Auch die Ungewissheit war also allgegenwärtig im vormodernen Leben. Weil die Erde als Scheibe galt und Naturkatastrophen als von Gott gesandt, blieb den Menschen oft kaum etwas anderes übrig, als sich ihrem Schicksal und Gott anzuvertrauen – und so war auch das alltägliche Warten stärker von Hoffnung geprägt als heute. Vielleicht ließ sich Petrus ja doch milde stimmen und schloss die Himmelspforte wieder, um den Regen zu stoppen. Also faltete man die Hände und hoffte auf eine gute Überfahrt, eine reiche Ernte oder die ungewisse Rückkehr des Geliebten von hoher See. Zugleich waren die häufigen Gebete auch Zeiten des Innehaltens, die dem Leben einen Rhythmus

gaben.

Die Warterei jedenfalls gehörte zum Alltag – ob man wollte oder nicht. Die Historikerin Gabriela Signori schreibt dementsprechend: »Warten dürfte im Mittelalter eine Kulturpraxis gewesen sein, über die man nicht spricht oder schreibt, weil man dauernd warten musste.«¹⁹ Das bedeutete wohl auch: Während das Warten für sächsische Adelige ein Kriegsgrund war und für königliche Boten Unterwerfung bedeutete, beschwerten sich zumindest die einfachen Menschen kaum darüber²⁰. Auch der Geschichtsprofessor Grischa Vercamer schreibt, dass das Warten ein Umstand war, »der im Leben des mittelalterlichen Menschen alltäglich war und den man einfach hingenommen hat, ohne groß darüber zu klagen«. Letztlich blieb der großen Mehrheit der Menschen im Mittelalter auch nichts anderes übrig: Es gab schließlich keine Beschwerdestelle, wenn einen der Lehnsherr wieder mal zu lange warten ließ. Es gab kaum Ablenkung, keinen Strom, keine Unterhaltungselektronik, keine schnellen Verkehrsmittel. Die meisten Menschen konnten nicht einmal lesen, um sich abzulenken. Zum Warten gehörte also auch der Leerlauf.

Und so machte man aus der Not eine Tugend: Der Zeitforscher Karlheinz Geißler erinnert daran, dass »Geduld, Gelassenheit, Beharrlichkeit und auch Langsamkeit«²¹ in fast allen Hochkulturen »Zeichen der Würde, der Klugheit und der Selbstachtung« waren. Der Historiker Otto Borst wiederum notiert in seinem Werk »Alltagsleben im Mittelalter«: »Dem Phänomen der Bewegung steht man mit einiger Gleichgültigkeit gegenüber. Man interessiert sich nicht für das, was sich bewegt, sondern was ruht. [...] der befremdlichen Ruhe entspricht das stumme Da-Sein von Zeit: geduldiges Warten, Beharrlichkeit, Wiederholung.«²²

All das heißt nicht, dass die Menschen die Aufschübe immer stoisch hingenommen hätten. Ständig mussten sie auf Lebensnotwendiges warten. Seit Anbeginn seiner Tage muss der Mensch seine Bedürfnisse befriedigen, und gerade in Zeiten der Entbehrung nimmt man, was man kriegen kann, anstatt lange darauf zu warten. Das Leben war meist harte Arbeit. »Wenn der Landmann auf eine gute Ernte wartet«, notierte Margarethe von Sydow 1921 in ihrem *Büchlein vom Warten*, dann »tut er das nicht, indem er müßig steht [...]. Sondern sein Warten ist Arbeit, und seine Arbeit ist Warten – Pflegen.«²³ Wir sollten uns also davor hüten, die Vergangenheit als idyllisch zu verklären, in der die Leute immer geduldig abgewartet hätten. Zumal das Leben früher durchaus auch schnell sein konnte. Drohte Regen, legten die Bauern mit der Heuernte natürlich

einen Zahn zu. Der große Prediger des 13. Jahrhunderts, Berthold von Regensburg, verlangte von den Gläubigen: »Schnell, schneller zur Buße [...] – und andernfalls in die Tiefe der Hölle!«²⁴ Schon 1670 schrieb der Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal in seinen *Gedanken* (frz. *Pensées*) über eine »mannigfaltige Unruhe der Menschen«²⁵. Dennoch scheint die Zeit beim Warten kaum eine Rolle gespielt zu haben – geschweige denn der Zeitverlust²⁶.

3. 123 Jahre warten – die Sprachgeschichte im Grimm’schen Wörterbuch

*lang warten ist verdriszig, es macht aber die leut witzig.*²⁷

Sprichwort aus dem Grimm’schen Wörterbuch

Wie haben die Menschen früher gewartet und welche Rolle spielte dabei die Zeit? Ein Blick in das inzwischen fast schon wieder in Vergessenheit geratene Mammutwerk der Gebrüder Grimm kann uns nützliche Hinweise auf die Beantwortung dieser Frage geben.

Die fleißigen Brüder

Ihrer Nachwelt sind die Gebrüder Grimm vor allem als Märchensammler bekannt. Ihre Leidenschaft indes galt der Sprachforschung – und so beschlossen Jacob und Wilhelm 1838, das aus heutiger Sicht wichtigste historische Wörterbuch der deutschen Sprache zu verfassen. In einer Zeit, in der immer mehr Menschen lesen konnten und die Bedeutung der Sprachwissenschaft zunahm, machten sich die auch politisch engagierten Tausendsassas mit großem Optimismus an die Arbeit: »Wenn wir beide vier Jahre der Sache täglich zwei Stunden widmen, u. ich will gerne fleißig seyn, so glaube ich, kommen wir zum Ende«²⁸, meinte der jüngere Wilhelm. Eine fundamentale Fehleinschätzung, wie sich zeigen sollte. In den ersten Jahren häuften die Brüder gemeinsam mit etwa 80 Mitarbeitern rund 600 000 mit Gänsefeder und Tinte beschriebene Belegzettel an, sie sammelten Sprichwörter, wälzten Bücher und Zeitschriften und suchten nach vergessenen Wörtern. Ihre Recherchen reichen teils bis ins 8. Jahrhundert zurück. Aber erst

1854 erschien der erste Band des Wörterbuchs. Wilhelm vollendete zu Lebzeiten den Buchstaben »D«, Jacob verstarb ausgerechnet beim Verfassen des Beitrags zur »Frucht« – bereits 1838 bezeichnete er das Wörterbuch als »frucht unsrer Verbannung«²⁹.

Auch die Nachwelt musste noch lange auf das Mammutwerk warten. Erst im Januar 1961, also nach 123 statt der prognostizierten vier Jahre, wurde die Gesamtausgabe durch den Einsatz unermüdlicher Forscher fertiggestellt, die mit ihrer leidenschaftlichen Arbeit am Gesamtwerk über die eigene Lebensspanne hinausdachten. Die 32 veröffentlichten Bände³⁰ umfassen insgesamt 33 872 Seiten. Entstanden ist ein sprach- und kulturhistorisches Zeugnis von unschätzbarem Wert, das einmalige Einblick in die Geschichte der deutschen Sprache gewährt – und damit auch in den Alltag der Menschen. Denn bereits Jacob Grimm wusste: »Unsere Sprache ist auch unsere Geschichte.«³¹

Der Wärter wartet auf der Warte

Der Eintrag zu »warten«, der 1922 erstmals erschienen ist, umfasst immerhin 21 Seiten. Dort erfährt man, dass »warten« ursprünglich meinte, »seinen blick auf etwas« zu richten. Davon zeugt bis heute die »Warte« als Beobachtungsposten. Die aus dem Althochdeutschen stammende Bedeutung fand bis ins 16. Jahrhundert Verwendung – und wandelte sich bereits vorher in »seine aufmerksamkeit worauf richten«. Das konnte auch bedeuten, sich über etwas zu vergewissern, jemandem aufzulauern oder etwas zu bewachen. Noch heute ist der »Wärter« ein Aufpasser.

Daraus wiederum etablierte sich im 14. und 15. Jahrhundert die Bedeutung »sich pfleglich einer person oder sache annehmen«. Vor allem kümmerte man sich um seine Mitmenschen. Diese Fürsorge beruhte auf der »vorstellung des liebevollen betrachtens«. Und so sollten Frauen wie selbstverständlich dasjenige »warten«, was ihre Männer besonders liebten. Dieser männliche Chauvinismus findet seinen Ausdruck etwa im *Weiberspiegel* von Johann Barth, einem »sittenbuch für frauen« aus dem 16. Jahrhundert. Die Idee des Wartens als Pflege ist heute mitunter immer noch gebräuchlich – allerdings warten wir interessanterweise keine Menschen mehr, sondern nur noch Maschinen.

Eine weitere Verwendungsweise, die etwa bis ins 17. Jahrhundert benutzt

wurde, klingt in manchem dieser Beispiele bereits an, denn wer jemanden pflegt, schaut nach dieser Person – und dient ihr. So lässt sich auch verstehen, wie man noch heute seinen Gästen »aufwarten« kann. Ursprünglich stammt diese Bedeutung wohl aus dem Krieg, wo der treue Gefolgsmann »im Gefecht auf seinen Herrn sieht und ihm überallhin folgt«.

Warten in der neuen Zeit

Erst ab dem 14. Jahrhundert tritt allmählich die heute so wichtige Zeitangabe hinzu und lässt das Warten eine neue Bedeutung annehmen: »das verweilen, verziehen [...] was durch *bîten* und später auch *harren* ausgedrückt wird«. Während wir manchmal noch der Dinge *harren* und ab und an sogar *verweilen*, aber kaum noch »verziehen«, wenn wir etwas verzögern, »*bîten*« oder »*beiten*« wir gar nicht mehr. Dieses Alt- und Mittelhochdeutsche Wort war bereits zu Zeiten der Brüder Grimm weitgehend ausgestorben. Ursprünglich hatte »*beiten*« nichts mit *beten* zu tun, sondern gemeint war, an einem Ort zu verweilen, dort zu wohnen und schließlich auch zu *warten* – durchaus mit einer positiven Konnotation, wie etwa in dem alten Sprichwort deutlich wird: »*beiten*, bis im gebratenen Enten in das Maul fliegen.«³²

Die heutige Verwendungsweise des »Wartens« ging schließlich aus der Vorstellung hervor, einem Kommenden entgegenzusehen. Man erwartete das, worauf man blickte – und man hoffte, dass es eintritt oder eben ausbleibt, je nachdem, ob man auf etwas Schönes oder Schlimmes wartete. Im Spanischen und Portugiesischen ist das noch immer so, dort wird »warten« und »hoffen« mit demselben Verb übersetzt: *esperar*. Dabei verweist der Ausspruch »des Glücks warten« darauf, dass man sich um jenes Glück, auf das man hofft, kümmert. Demgegenüber schließt die Erwartung aber auch an die noch heute für das Warten charakteristische Passivität an: »wer einem Kommenden entgegensieht, pflegt stehen zu bleiben, bis dieser eintrifft.« Wie lange man dort stand, spielte einst aber keine besondere Rolle. Weder beim »warten« noch beim »beiten« oder dem »harren« ist im Grimm'schen Wörterbuch von Zeitverlust oder Zwang die Rede. Heute ist das anders. Mit Hoffnung, dem gelassenen Verweilen oder einem heimeligen Warteort, mit dem Dienen und der pfleglichen Fürsorge hat das Warten kaum mehr etwas zu tun. Dafür aber mit verlorener Zeit.